Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

78 (4.4.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Not macht erfinderisch!

Humoreske von Arthur Schuv.

Not macht erfinderisch, heißt es, und wenn man nichts zu beißen hat, dann schaut man eben, daß man etwas zwischen die Zähne bekommt, oder Geld in die Finger, um sich etwas für den Magen kaufen zu können. Der Eine auf diese, der Andere auf jene Art.

Auf welche Art und Weise aber Schwalbe und sein Freund zu Geld kommen, steht doch einzig da. Beide sind schon Jahre arbeitslos, zählen also zu den Ausgesteuerten. Ihr Magen ist daher zu dauerndem Hungerleiden verdammt. Ihre Geldbeutel in der hinteren Hosentasche haben galloppierende Schwindsucht. In ihrem verschwitzten Dasein sind die Erinnerungen an vergangene und bessere Zeiten, in denen ihre Fächer noch nicht abgegriffen waren und mit blanken Talern gefüllt, das Einzige, womit sie ihre leeren und nun abgegriffenen Fächer füllen können. Bis vor kurzem noch. Schwalbe will so nicht mehr weitermachen.

„Ich habs einfach satt", sagt er zu seinem Freund. „Nämlich das Kohldampfschieben. Entweder wird es anders, oder ich kaufe mir einen Strick."

Der Freund macht ein schiefes Gesicht.

„Daß es anders kommen muß, finde ich in Ordnung", meint er dann. „Das aber mit dem Strick verwerfe ich."

„Von selbst kommt es aber nicht anders. Da muß man sich schon regen."

„Hast recht."

„Dann ist es gut. Hast du noch etwas Kleingeld?"

„Hab ich."

„Reicht es bis nach Dingsda zu reisen?"

„Ich denke."

„Gut. Heute abend erwarte ich dich am Bahnhof. Punkt acht Uhr. Im Sonntagsstaat natürlich."

Der Freund macht ein langes und neugieriges Gesicht.

„Was hast du vor?"

„Vorläufig nichts, als daß wir in Dingsda in einem Hotel absteigen."

„Hast du Geld?"

„Brauchen wir nicht."

Mit der Polizei will ich aber nicht in Berührung kommen."

„Wird auch nicht der Fall sein. Ein bißchen Schwindel ist zwar dabei. Weiter aber nichts. Mehr will ich nicht verraten, denn vorläufig ist es noch besser es weiß nur einer alles. Und ist es soweit, bist du ja dabei. Das heißt, wenn du mitgehst?"

„Ich bin dabei."

„Gut. Also wie ausgemacht."

*

Zwei Uhr nachts. Schläfrig sitzt der Nachtportier in seinem Zimmer als es klingelt. Sich die Augen reibend sieht er auf.

„Zimmer 17", brummt er, steht auf, und trottelt davon unterwegs einige Verwünschungen in seinen Bart murmelnd. Bart hat aber seine Richtigkeit, denn er trägt wirklich einen.

Auf Zimmer 17 wartete indessen der Gast. Es ist Schwalbe. Ungeduldig steht er unter der Tür, während sein Freund im Zimmer auf und ab geht.

„Sie haben geläutet", nähert sich da mit gemütlichen Schritten der Portier.

„Ja! Ich möchte Ihren Brotherrn sprechen."

„Um diese Zeit."

„Ist das unmöglich?"

„Bestimmt! Er schläft nämlich schon."

„So! Ich hab auch schon geschlafen. Und Sie gewiß auch."

„Ein bißchen schon!"

„Dann bitte beeilen Sie sich. Die Angelegenheit duldet keinen Aufschub."

Der Portier entfernt sich. Nach etwa zehn Minuten erscheint der Besitzer. Mit schwerfälligen Schritten nähert er sich Zimmer 17. Schwalbe empfängt ihn mit finsteren Blicken und derben Verwünschungen. Darauf führt er ihn ans Bett.

„Kennen Sie das?" frägt er, deutet auf zwei kleine Blutflecken im Leintuch, und da der Besitzer nicht gleich antwortet: „Wanzen sind das." Die drei letzten Worte schreit er fast.

„Um Gottes Willen sind Sie nicht so laut", mahnt der Hotelbesitzer händeringend. Schwalbe hat aber dafür kein Verständnis.

„So! Da soll ich wohl noch dankbar sein, für mein teures Geld so liebe Viecherl in meinem Bett zu finden."

„Sie verstehn mich falsch. Ich denke dabei an meine andren Gäste. Schließlich bin ich genau so übel daran wie Sie, denn, wer weiß wie die Viecherl ins Bett kamen. Es gibt da viele Möglichkeiten. Der Neid, eines vor dem Bankrott stehenden Konkurenten will ich nur als einzige nennen"

„Damit ist mir nicht gedient. Schaun Sie meinen Arm an wie verpiesackt er ist."

„Versteh ich. Wollen Sie über die Angelegenheit schweigen."

Schwalbe antwortet nichts. Er klotzt nur den Besitzer an.

„Ich zahle Ihnen hundert Mark Schweigegeld."

„Ha!", lacht Schwalbe hell hinaus. „Sie wollen mich kaufen. Was nützen mich Ihre Hundert Mark, wenn ich bis morgen früh so verpiesackt bin, daß ich acht Tage nicht meinen Geschäften nachgehen kann und dadurch zweihundert verliere. Ich danke für Ihren Vorschlag."

„Ich gebe Ihnen zweihundert, wenn Sie mir versichern, daß Sie schweigen werden. Selbstverständlich werde ich Ihnen für den Rest dieser Nacht ein anderes Zimmer zur Verfügung stellen."

„Für das Letztere danke ich. Ich werde das ungastliche Haus sofort verlassen. Mein Kompagnon natürlich auch."

„Sie werden jedoch schweigen."

„Ausnahmsweise."

*

Wartesaal zweiter Klasse. Lächelnd sitzen Schwalbe und sein Freund auf gepolsterten Stühlen.

„Nun noch eins", sagt der Freund. „Waren die Viecherl schon im Bett oder hast du sie mitgebracht?"

„Mitgebracht natürlich", lächelt Schwalbe und greift in die Westentasche. „In dieser Glasröhre. Hat gut geklappt. Mit zweihundert Mark können wir schon ein Weilchen leben."

„Und wenn die alle sind?"

„Es gibt ja noch mehr Hotels."

„Das schon! Aber die Viecherl."

„Keine Angst", grinst Schwalbe. „Die Viecherl besorgt mir meine Wirtin. Dutzendweise wenn ichs haben will."

Der Kuli Li

Von Ludwig Häffele.

Als sich Li von der Matte erhob, begann der neue Tag bereits zu grauen. Die knöcherne Hand fuhr wie streichelnd über seine Glieder, aus denen der Schlaf die Müdigkeit des Vortages nicht völlig hatte vertreiben können. Wie um sein Gehvermögen zu prüfen, tat er ein paar trippelnde Schritte vorwärts in dem Raum, der einer europäischen Schiffahrtsgesellschaft gehörte und neben einigem alten Gerümpel nun schon seit Monaten ihn und ein paar andere Chinesen beherbergte.

Li hatte heute seinen Ruhetag. Er brauchte nicht mit nach den Kohlenlagern zu gehen, wie das bisher Tag für Tag sein und seiner Genossen Los war. An ihm war heute nach der getroffenen Abrede die Reihe, für die leiblichen Bedürfnisse der Arbeitenden zu sorgen. Die karge und einfache Mahlzeit war zwar schnell bereitet. Aber außer dem Kochen war auch sein Tagwerk ausgefüllt mit allen möglichen Besorgungen.

Im Grunde genommen war Li mit sich und seinem Los zufrieden. Seit frühester Jugend hatte er vom Bettel gelebt und hier und da durch schwere Arbeit seinen Unterhalt gefristet und sich einige Cent verdient. Seine Kleidung ließ erkennen, daß der Lohn hierzu nicht ausgereicht hatte. Die jetzige Tätigkeit verdankte er der Ungeschicklichkeit eines Europäers, der ihn beinahe überfahren und ihn nachher als Entschädigung einem Bekannten als Hafenkuli vermittelt hatte. Sie bot ihm eine gewisse Behandlichkeit, verschaffte ihm nach schwerster Arbeit eine dürftige Mahlzeit und eine Matte zum Schlafen. Aber trotzdem hatte sich Li noch nicht in die Lethargie des Kulis hineingefunden. Er war, wenn auch mehr Skelett als Körper, noch im jugendlichen Alter. Seine Gedanken bewegten sich im stummen Nachsinnen oftmals über das Alltägliche hinaus.

Die müden Glieder streckend, hörte Li durch den Morgennebel ganz von Ferne den Kanonendonner des nunmehr seit Wochen in unmittelbarer Nähe entbrannten Krieges. Noch lag der Hafen in stiller Ruhe. Schwarz ragten die Schornsteine der Dampfer empor, ein Bild idyllischen Friedens. Nur ab und zu wurde diese Illusion durch das Krachen eines in der Ferne berstenden Geschosses gestört. Die Gedanken des Chinesen wurden von der Nähe des Schlachtfeldes abgelenkt. Gestern sah er chinesische Soldaten auf dem Flusse vorbeifahren. Sie sahen gut gekleidet und wohlgenährt aus. Ihre Gesichter schienen zufrieden. Die durften, ohne arbeiten zu müssen, auf dem Schiffe fahren und waren der Sorge um die Nahrung enthoben. Lange hatten die Hafenarbeiter ihnen nachgestarrt, bis der Aufseher sie wieder zur Arbeit antrieb.

Als die Kulis an diesem Tage sich der Hütte näherten, um in der kurzen Mittagspause den von Li gekochten Reis zu verschlingen, brachten sie üble Kunde mit. Der Aufseher hatte ihnen gesagt, daß bis auf weiteres keine Schiffe mehr aus dem Hafen auslaufen würden und ihrer Dienste deshalb am folgenden Tage entbehrt werden könnte. Gleichzeitig müßte morgen der Schuppen geräumt werden. Li war nicht überrascht. Mehr als einmal hatte er schon seinen Unterhalt in den Straßen der Stadt erbetteln müssen, oder Abfälle in den Küchen der Hotels gestohlen. Wenn er arbeitete, bis er beinahe zusammenbrach, hatte er kärgliches Essen, bis sein Körper langsam ausgemergelt war. Beim Betteln war die Küche zwar etwas schmaler, er brauchte aber auch nicht zu arbeiten. Im Grunde genommen, hob eines das andere auf.

Am folgenden Morgen wurde der Schlaf so lange ausgedehnt, bis der Aufseher die Kulis aus der Hütte vertrieben hatte. Seine wenigen Habseligkeiten über die Schulter gehängt, trippelte Li durch die Straßen. Mit kurzem Kopfnicken waren die Genossen auseinandergegangen, jeder einem neuen und unbekannten Schicksal entgegen. Mancher hatte einen Bekannten oder Freund in der Stadt, der ihm für kurze Zeit Unterschlupf gewähren konnte. Nicht so Li. Er hielt wenig von der Menschen Freundschaft.

Um die Mittagsstund befand sich Li am Rande der Riesenstadt, in einem Viertel, in dem die ersten Spuren des Krieges sichtbar wurden. Ohne Absicht, wie traumverloren angezogen, war er dem mit dem Fortschreiten des Tages zunehmenden Geschützdonner nachgegangen. Mehr und mehr hatte sich das Straßenbild, ohne daß er sich dessen bewußt war, mit Soldaten belebt. Einzeln, gruppenweise, oft in Kolonnen die ganze Straßenbreite einnehmend, waren sie an ihm vorübergezogen. Er hatte die Gesichter unterwegs studiert, als wollte er aus ihnen ihre Gedanken und Empfindungen lesen. Die an den Häusern angeklebten Plakate, die zum Kampfe gegen die Eindringlinge aufforderten, nahm er nicht in Acht. Wozu auch, da er doch nicht lesen konnte. Seine Gedanken waren vom Hunger diktiert, der sich mit zäher Verbissenheit in seine Eingeweide einfraß. Nur einmal zog ihn ein Menschenhaufen an, der sich vor einem kleinen Hause staute, auf dessen Dach eine Fahne wehte und dessen Tür von Soldaten bewacht war. Hier wurden Kriegsfreiwillige angeworben.

Wie es kam, war eigentlich schwer zu sagen. Am nächsten Abend war Li Soldat. So oft er sich auch von jenem Hause fortgewandt hatte, immer und immer wieder hatte es ihn zurückgezogen. Hunger und Kälte waren wahrscheinlich Vater und Mutter seines Entschlusses. Die Formalitäten waren nicht sehr schwierig gewesen. Das warme Essen und die Kleidung hatten ihn keine Reue empfinden lassen und aus ihm einen ganz anderen Menschen gemacht. Mit der Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse war auch der Kampfeswille erwacht. Er war sich seiner Würde und Aufgabe bewußt geworden und war gewillt, in den Reihen seiner Volksgenossen gegen die fremden Eindringlinge seinen Mann zu stellen. Gestern noch verachteter Kuli, hungrig und zerlumpt, und heute ein Kämpfer für Chinas Freiheit und Recht . . .

*

Wenige Tage später übergab man den Leichnam Lis der Erde. Seine Kleider und Glieder waren durch eine mörderische Granate zerfetzt. Um seinen Mund aber stand noch dasselbe Lächeln, jenes Lächeln, das sein Gesicht damals umspielte, als ihn der Aufseher mit einem Fußtritt aus der Hütte am Hafen vertrieb.

Jacë jacë 54

Taifun über Schanghai

Der Roman eines Aufstandes von Friedrich Lichneker

Vergeblich hatte sie nach einem Freund, Genossen oder Vertrauten gesucht; die waren entweder geköpft, geflüchtet oder hatten sich verkrochen. Männer, die jetzt die Interessen der Werktätigen vertraten, Unterhandlungen leiteten, waren für die Bolschewikin unzugänglich. Sie gehörte nun dem Emigrantenmob an, mit dem die wie aus der Erde geschossenen Führer der Freiheitsbewegung nichts gemein haben wollten.

So war sie herabgekommen, halb verhungert, erschöpft hinaus vor die Stadt zu den Totenhäusern gewankt, suchte nach Y.

Stundenlang ging sie von Leichnam zu Leichnam. Fremde Gesichter, von denen eines dem anderen aufs Haar ähnlich sah. Viele Unkenntliche. Kein Merkmal, das ihr den Gesuchten verriet. Y. hatte kein Gesicht mehr.

Enttäuscht, hoffnungslos, ärmer ging sie wieder den Weg zur Stadt zurück. Mühsam schleppte sie sich. Schlich in das Restaurant „Newa". Hatte Angst vor den vielen Menschen, Wollte umkehren. Konnte nicht mehr. Entkräftet ließ sie sich auf einen Stuhl nieder. Saß an Tischen mit vielen; russische Bourgeoisie von 1914, Aristokraten, verblichene, kaum aufgegangene Sterne der Revolution, die sich hierher geflüchtet hatten vor der langen Hand der Tscheka. Mit denen saß jetzt auch Mara. Ein alter Militär, der behauptete, mit dem letzten Zaren blutsverwandt zu sein, bezahlte ihr Abendessen und nahm sich ihrer für diese Nacht an. Nun kam sie allabendlich in das Restaurant „Newa". Hatte ihr Essen und ein Bett.

*

Der Generalstreik dauerte an. Doch durfte man auf seine Beilegung in kurzer Zeit hoffen. Schon wurden von beiden Seiten Verhandlungen angebahnt, Kompromisse in Betracht gezogen. Aus den Städten und Provinzen des Reiches schienen noch immer revolutionäre Einflüsse die Streikgruppe zu bestimmen. Die Herren der Situation sperrten deshalb die Stadt vom Lande ab, befestigten die Meerseite der Stadt.

Ein neues Ungewitter stand schwarz über der Stadt. Schwächliche Unternehmer brachen über Nacht zusammen, andere waren so erschüttert, daß sie bedrohlich zu schwanken begannen. An der Börse kam der unvermeidliche Krach. Die Papiere waren nahezu wertlos geworden. Tausende ruiniert, bettelarm. Die Konsulate wurden förmlich gestürmt, die Reise in die Heimat zu ermöglichen. Andere wieder schossen sich eine Kugel durch den Kopf. Viele verschleuderten den Rest ihrer Habe und ergaben sich einem Leben von Narkotika, Schnaps und Verbrechen. Frauen taumelten rückhaltlos in die Arme der Prostitution. Die Bordelle nahmen einen unerhörten Aufschwung. Wr. Wung sperrte seine Kaschemme zu. Nützte seine Beziehungen zur internationalen Konzession. Beglückwünschte im feierlichen Zeremoniell Marin. Bekam die Konzession zu einem Yoshiwara. Mr. Wung wurde in der Branche führend.

55.

Mr. Kead hatte ein Heer von Agenten aufgeboten, die jetzt wieder den ganzen Wust billiger Aktien aufkauften und damit eine ungeheure Hausse hervorriefen. Gleicherzeit wurden die Preise für Oel und Baumwolle dermaßen in die Höhe getrieben, daß es nun offenkundig war, worauf es der Businessman abgesehen hatte. Er und seine Methode wurden entlarvt. Der zugrunde gegangenen Aktionäre, die in der ersten Erregung des Zusammenbruches ihre Papiere so rasch als möglich abgestoßen hatten, bemächtigte sich Erbitterung. Verarmung, Ruin, Elend, alles hatten sie überwinden können; nicht aber, daß sie übertölpelt waren. Sie rotteten sich vor dem Börsengebäude zusammen und richteten ihren ganzen Haß gegen Kead. Man erging sich in wüsten Beschimpfungen und Drohungen gegen den Börsenkönig. Mr. Kead, unbemerkt anwesend erkannte die Gefahr, die seiner Person drohte. Er bangte ernstlich und berechtigt; ruinierte Spekulanten sind in ihrer Empörung gefährlicher, rücksichtsloser und blutrünstiger als der dunkelste Mob.

Keads Anwesenheit im Börsengebäude blieb den Demonstranten nicht lange verborgen. Wie ein Lauffeuer schoß das Gerücht durch Gänge, Hallen, Treppen bis auf die Straße. Man durchsuchte das Haus von oberst bis zu unterst nach Kead, der sich indes die Hilfe einiger Angestellter gesichert hatte. Das Haus, diese Hölle verlassen, in ein Auto hinein und davon! Zum erstenmale in seinem Leben verspürte Kead Todesangst. Zum erstenmale in seinem Leben sah er sich auf Hilfe und Gnade fremder Menschen angewiesen. Wie sie sich um ihn mühten! Wie sie ihn erpreßten. Was bedeutete ihm noch Geld! Er warf es ihnen mit vollen Händen hin. Stahl sich zitternd durch einen rückwärtigen Ausgang aus dem Gebäude. Sprang in sein Auto. Stieß den Chauffeur vom Volant, denn er gab sein Leben keinem anderen Menschen als sich selber in die Hand. Gab Gas. Hinter ihm die fäustegeballte Menge. Er entkam ihr. Fuhr im Zickzack durch die Stadt, um auf Umwegen die Peking-Road, seine Festung, zu erreichen.

Unter den wild Demonstrierenden wurde die Parole ausgegeben: in Keads Palais! Auf dem Wege dahin schloß sich ihnen verschiedenes lichtscheues Gesindel an. Es sah aus, als wolle sich die Revolutionsnacht in anderer Form wiederholen.

Müßig sah die Polizei diesem Treiben zu. Marin hatte Zeit. Erst wenn der Hilferuf Keads zu ihm dringen wird, dann —. Vorläufig hatte er nichts anderes zu tun als abzuwarten.

*

Peking-Road. Mr. Kead knapp vor seinem Palais. Die Straße herauf zog schwarz die Masse ruinierter großer und kleiner Spekulanten, flankiert von Pflastertretern, Dieben und zahllosen verkommenen Kindern und Halbwüchsigen. Mit Gejohle ging es in beschleunigtem Schritt vorwärts.

Kead riß den Wagen herum, kurvte in die Parallelstraße. Fand durch das Hinterhaus über die Bediententreppe in das Innere seiner Festung. Wie irre, in kalten Schweiß gebadet, mit hämmernden Schläfen, entstellt, gehetzt, durchjagte er Gänge, Galerien, Säle, stieß Diener, Sekretäre von sich, schrie ihnen sinnlose Befehle zu, riß eine Tür auf, taumelte in ein Zimmer. Lillian schrak vor ihm bis an die Türe des Balkons zurück, die weit offen stand. Von der Straße herauf pfiff, schrillte, gellte, brauste es.

„Die Tür schließen!" brüllte heiser Kead. Er wollte hier Schutz finden von den Mörderhänden, die lang und dünn nach ihm ausgestreckt waren.

Da unten auf der Straße zeterte, tobte der Haufe Vernichteter, Betrogener, Ruinierter. Pochte mit Stöcken und Fäusten an das schwere, in erzenen Angeln hängende Tor. Forderte Einlaß, wollte ihn, den Betrüger, zur Rechenschaft ziehen. Er aber, der sonst Kaltblütige, Unüberwindliche, hatte sich feig in das Zimmer seiner Geliebten verkrochen. War hilflos, da sich ihm nicht Hilfe bot. Machtlos, da keine Macht schützte. Seine Finger tasteten hilfesuchend nach Lillian. Seine Hände wollten sich an sie klammern, nasse, entnervte Hände.

In Lillians Augen glühte, brannte, flammte es auf. Ihre Starre löste sich. Kräftig, fest packte sie den Mann, um ihn auf den Balkon zu zerren. Hinaus sollte er, sich preisgeben, dem Hasse, standhalten der Erbitterung. Ja, vorwerfen wollte sie ihn der Meute.

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg